

Was liegt daran?

Novelle von Max Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Während der Vater sich umwandelte und damit andeutete, daß er die Unterredung als beendet betrachte, schlüpfte Edith hinaus und eilte in das Wohnzimmer, wo sie die Tante mit dem Wirthschaftsbuch beschäftigte fand.

„Das dachte ich mir,“ sagte diese, als sie Ediths feuchtschimmernde Augen bemerkte, „es hat was gegeben, nicht wahr?“

„Der Vater hat mir gedroht, mich auf längere Zeit zu Onkel Hellmuth zu schicken, wenn ich nicht —“

„Da sie zauberte, half ihr die Tante rasch ein.“

„Wenn Du nicht auf fernere Spaziergänge mit dem Grafen Edgar verständigst.“

„Und was rätst Du mir zu thun, liebe Tante?“ fragte das junge Mädchen, die Angeredete mit schneidender Bitterkeit Miene umfassend.

„Gehorchen, natürlich!“ erwiderte Emma, bestrahlte eine möglichst strenge Miene anzunehmen, was ihr aber nicht besonders glücken wollte.

„Antchen, Du weißt doch —“

„Was weiß ich?“

„Edgar ist doch der einzige —“

„Der Dich heirathen möchte? Das wollest Du wohl sagen; aber das ist nicht der Fall. Vor einigen Stunden war der Major von Belgart hier und hat in aller Form für seinen Sohn Georg um Deine Hand angehalten.“

„Ich falle aus den Wolken. Der Vater hat mir ja nicht ein Wort davon gesagt.“

„Wahrscheinlich weil er die Sache als erledigt betrachtet. Er hat nämlich den Antrag mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen.“

„Dafür bin ich ihm dankbar.“

„Stehst Du denn mit Georg von Belgart so, daß Du einen solchen Antrag erwidern könntest?“

„D, er hat bisweilen Redensarten gemacht, die ich nur für galante Phrasen hielt und deshalb wenig beachtete, aber sie müßten doch wohl eine tiefere Bedeutung gehabt haben. Nun, das ist ja schließlich gleichgültig.“

„Sage das nicht, mein Kind. Die Belgarts sind doch wenigstens eine Familie, die Dich gern haben will, während es der Grafin schwerlich angenehm sein wird.“

„Wer weiß, Tante!“ fiel Edith schelmisch ein. „Dente Dir, als ich mit Lucie Köhler längs der Promenade ging, fuhr die Gräfin die Straße hinunter, und als sie mich bemerkte, ließ sie halten und rief mich an. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie nicht besuche, und bat mich dringend, die Einladung zu ihrem nächsten großen Waut anzunehmen, die sie uns senden würde.“

„Bapa wird das nicht erlauben.“

„Warum nicht, liebe Tante, eine Einladung der Gräfin hat Bapa doch keinen triftigen Grund abzulehnen.“

„Wie die Verhältnisse jetzt liegen, glaube ich jedoch schwerlich, daß Dein Vater seine Einwilligung geben wird. Das Gerüchte mit dem Grafen Feldern hat ihn sehr erittert und ich kann Dir nur raten, Deine Zusammenkünfte mit Edgar in Zukunft einzustellen. Dein Vater wünscht den Verkehr nun einmal nicht mehr und was er thut, geschieht nur aus Liebe zu Dir und in Deinem besten Interesse.“

Damit war die Unterhaltung beendet und nachdenklich und erregt schritt Edith in den Garten hinaus. Trotz des Verbots ihres Vaters war sie doch entschlossen, Edgar wiederzusehen, wenigstens heute noch ein Mal und sich bei ihm Rath und Trost zu holen. Schnellen Schrittes ging sie in den hinteren Theil des Parkes, wo das Feldern'sche Grundstück an das ihres Vaters stieß und setzte sich dort unter einen großen Baum, der bis jetzt als Renzboisplatz zwischen ihr und Edgar gedient hatte.

Sobald es dunkelte, erschien Edgar an der andern Seite des Zauns und als er Edith gewahrte, schwang er sich behend über die trennende Barriere und wenige Augenblicke später hielt er das junge Mädchen in seinen Armen.

„Ein Augenblick überließ sich Edith widerstandslos den Liebeslungen des Geliebten, doch dann machte sie sich aus seinen Armen frei und sagte:

„Oh Edgar, was soll aus uns werden! Ich habe heute eine heftige Scene mit meinem Vater gehabt und er hat mir auf's Strengste jeden weiteren Verkehr mit Dir verboten.“

Edgar erschrak sichtlich, sagte sich aber schnell und erwiderte:

„Was in aller Welt kann Dein Vater denn gegen unsere Verbindung einzuwenden haben?“

„Er denkt, Du meinst es nicht ehrlich mit mir und fürchtet die böse Nachrede für mich,“ erwiderte Edith.

„Unter diesen Umständen werde ich als Mann sofort zu ihm gehen und ihn davon überzeugen, daß ich nur den einen Gedanken habe, Dich sobald wie möglich zu meiner Frau zu machen. Ich möchte doch wissen, ob auch dann seine Gründe gegen unsern ferneren Verkehr noch stichhaltig sind.“

„Nein, Geliebter,“ erwiderte Edith hoffig, „thue das jetzt nicht, es würde die Sache nur verschimmern. Selbst wenn mein Vater Deine redlichen Absichten anerkennen wollte, so glaube ich doch nicht, daß Du im Stande sein würdest, den Widerstand Deiner Familie zu überwinden.“

„Meine Familie?“ lachte Graf Edgar. „Wer hat das Recht, sich in meine Herzangelegenheiten zu mischen. Ich thue, was ich will und gebe keinen Pfifferling um die Kondemni.“

„Und Deine Mutter?“ fragte Edith zweifelnd.

„Mit meiner Mutter bin ich selten einer Meinung. Außerdem bin ich mündig.“

„Und Guter ganzer Adel?“

„Adel? — Durch die Liebe zu Dir fühle ich mich erst geädelt. Wenn ich nur an Dich denke, fühle ich mich so stark, als könnte ich spielend jeden Widerstand brechen.“

Er benutzte diese Erklärung, um sie noch einmal an sich zu ziehen und ihren kleinen Mund, dessen rothe Lippen dazu herausforderten, mit Küßchen zu bedecken. So poetisch diese Lage auch war — der Mond schien hell herab, und eine Nachtigall begann ihre wunderbaren Weisen —, so schien sich doch in Ediths Höfchen die dorthin berührte praktische Gedankenreihe fortgesponnen zu haben — wie ja in der Frau die wunderbare Liebesidylle mit sehr profanischen Vorstellungen zusammenwohnen kann. Den jungen Grafen noch immer zärtlich anblickend, löste sie sich mit Entschiedenheit von ihm ab und sagte:

„Ohne Einwilligung meines Vaters ist eine Heirath doch nicht gestattet.“

Edgar mühte sich eine Weile sammeln, ehe er erwidern konnte:

„Es giebt Länder, in denen Heirathen auch ohne Einwilligung des Vaters geschlossen werden können.“

Jetzt blickte ihn Edith erschrocken an. Das war ein neuer Gedanke, den sie nicht sogleich zu fassen vermochte.

„Du denkst doch nicht daran,“ begann sie zögernd, „die Heimath zu verlassen?“

„Ich denke schon lange daran, ob es nicht am besten wäre, diesem Elend zu entfliehen.“

„Meinen Vater verlassen?“ fragte Edith athemlos und zitternd.

„Wenn er Deinem Glück im Wege steht, ja,“ beharrte Edgar.

„Es giebt so viel Unglück, von dem ich verschont bin. Habe ich denn auf so viel Glück Anspruch?“

„Jeder Mensch hat auf das möglichst größte Glück Anspruch, das er sich verschaffen kann. Siehst Du, das ist auch einer von den Sätzen, die in mein philosophisches System gehören, und immer mehr entdeke ich in Dir die Anlagen zu einer kleinen Philosophin, mit der verbündet ich mich befähigt glaube, etwas nicht Alltägliches zu leisten.“

„Du wirst einer der größten Philosophen werden, die es je gegeben hat.“

Aus jedem anderen Munde hätte ihn diese Schmeichelei verletzt. Aber nicht einmal das schelmische Lächeln, von dem dieselbe begleitet war, störte ihn. Er war so befreit, als wäre jener Ausdruck ihm durch ein besonderes Diplom einer Fakultät bestätigt worden, und dankbar zog er ihre Hand an seine Lippen.

„D, wie will ich schaffen,“ rief er aus, „wie will ich aus Deinem Anblick immer neue Kraft zu fruchtbringender Thätigkeit schöpfen! Du bist der Engel, der mich aus dem Kerker der Vorurtheile führen soll, in dem ich hier erstickte. Wie ist mir die Heimath verleidet! Wie sehne ich mich hinaus in eine freiere Umgebung, in der ich nicht unter den tausend Nabelstichen zu leiden habe, die hier von allen Seiten auf mich eindringen.“

Ihr schönes Gesicht glänzte vor Freude, als er so in pathetischen Worten zu ihr sprach, — sie hielt das für eine besondere ihr dargebrachte Huldigung, und sie floh voll Theilnahme über, als sie einen Zug des Leidens in seinem Antlitz bemerkte.

„Mir war es so, als ob ich gerufen würde,“ sagte sie lauschend, dann fügte sie nach einer Weile hinzu: „ich fürchte nur, daß ich nicht alles verstehen werde, was Du schreibst. Ich habe mir einmal aus der Bibliothek des Vaters ein philosophisches Buch geholt, aber ich kam nicht über die erste Seite hinaus. Es sind gar zu viele schwere Fremdwörter drin,“ schloß sie, ihn mit einer allerliebsten Ungewissheit anblickend, ob sie nicht etwa eine Dummheit gesagt hätte.

„Das stimmt,“ sagte er lächelnd, „aber mit der Zeit und mit gutem Willen lernt man diese Fremdwörter kennen und mit ihnen wie mit anderen hausdanehen Worten umzugehen.“

„Wenn ich nur wüßte, wie Du es anfangen willst, so — so berühmt zu werden?“

„Dadurch, daß ich neue Gedanken ausspreche. Ich kann es Dir auch jetzt ganz kurz erklären,“ sprach er eifrig, und es war ihm anzumerken, daß er jetzt auf ein Thema kam, welches eben seinen Verstand, wie die Liebe zu Edith sein Herz ausfüllte. „Siehst Du, die Unzulänglichkeit unserer Vernunft beweisen hat. Nach ihm machte Schopenhauer klar, daß nicht nur unsere Vernunft, sondern auch das ganze Leben nichts werth wäre.“

„O Gott,“ sagte Edith ängstlich, „das wäre ja schrecklich. Wenn nun alles nichts werth ist, wozu die Leute da nur noch philosophiren mögen! Und daß Du Dir gerade so etwas ausgesucht hast, wo es doch eigentlich nichts mehr zu thun giebt.“

„Hör' mich nur erst zu Ende, Edith,“ fuhr Edgar eifrig fort. „Der neueste Philosoph also ist Nietzsche. Der bewies nun wieder, daß das Leben für einen kleinen Theil der Menschen doch einen Werth haben könne. Dem ist ich aber nicht zufrieden, — ich, ich gehe noch weiter, — dabei richtete er seine schmachvolle Gestalt auf und blickte so siegesgewiß empor, daß Edith, von seinen Worten

ganz durchdrungen, nicht einen Augenblick daran zweifelte und ihn voll Bewunderung ansah — und ich werde beweisen, daß nicht nur ein kleiner Theil, sondern die ganze Menschheit annähernd das Glück finden kann, nach dem sie jetzt vergebens ringt, und jagt.“

Edith blickte ihn mit einem Stolz an, als hätte er diesen Vortrag vor einer Gelehrtenversammlung gehalten und wäre mit dem größten Beifall belohnt worden. Sie hatte die beste Absicht, ihm etwas darauf zu erwidern, das ihm ihr Verständnis beweisen sollte, brachte aber nur einen verworrenen Satz zu Stande, der mit der plötzlichen Frage endigte:

„Weißt Du schon, daß Georg von Belgart um mich angehalten hat?“

„Nein. Was soll das? War er heute bei Euch?“

„Nicht er, aber sein Vater. Er wurde aber von Papa abgewiesen.“

„Und Du?“

Edith strahlte ihn zunächst mit einem kleinen Schlag auf die Hand für die Eifersucht, welche, sich in seinen Blicken zeigte.

„Ich wurde gar nicht gefragt, und ich bin auch damit zufrieden. Der Vaters Antwort war auch die meine.“

„Diese Belgarts!“ murmelte Edgar. „Die gehören in erster Linie zu Denjenigen, welche mit das Leben hier am Orte verleiden. Beide sind bei mir verhängnisvoll geworden, Georg und Arabella. Er hat mich veranlaßt, einen Theil meines Lebens mit Erbarmlichkeiten zu verträdeln, und sie —, aber davon will ich schweigen.“

„Dabon g e r a d e nicht!“ rief Edith in einem erzürnten und befehlenden Ton, dessen Begleiterscheinungen sie besonders gut liebte, „ich habe ein Anrecht darauf, Deine Beichte zu hören.“

„In der Zeit, in welcher ein junger Mann das andere Geschlecht mit besonderer Augen zu betrachten anfängt, steht er Selten in jedem Weibe. Diese Erkenntnis hat Arabella sich zu nahe gemacht und durch frühzeitiges Entgegenkommen mich zu fesseln verucht. Ich durchschaute ihren ganzen Plan; sie wollten sich in unser beiderseitiges Verhältniß einmischen und ihrem zerrütteten Hausstand sowie ihrem gesunkenen Ansehen wieder aufhelfen. Das ist eine unserer transthaftesten sozialen Erscheinungen. Heirathen, Erben, Spielen, das sind die Arten, auf welche man zum Wohlstand zu gelangen hofft, und nicht mit Unrecht. Auf dem Wege ethischer Arbeit kommt man selten zu etwas. Hier kann aber nur die Philosophie helfen, die Philosophie, die schon im vorigen Jahrhundert die bewegende Kraft war, und die heutzutage mit unendlich vergrößerten Nachmitteln auftreten kann. Beweisen, daß jeder Mensch ein Anrecht auf das möglichst erreichbare Glück hat, heißt schon, ihm die Grundlage dazu schaffen.“

Er wollte seine Gedanken noch weiter ausführen, aber als jetzt das Mondeslicht auf das in seiner Kindlichkeit und ersten Aufmerksamkeit doppelt angelegene Gesicht seiner schönen Zuhörerin fiel, schalt er sich selbst im Inneren töricht, daß er philosophirte, wo das Krüßen am Plage sei.

Nachdem dies in ausgiebigem Maße gesprochen war, glaubte Edith in ihrer Gewissensangst wieder rufende Stimmen vom Hause her zu vernahmen und erklärte bestimmt, daß sie nun gehen müsse.

„Und wann sehen wir uns wieder?“ fragte Edgar.

„Ich weiß nicht, — vielleicht gar nicht.“

„So sehen wir uns heute also zum letzten Male?“ fragte der Liebhaber, ein Lächeln unterdrückend.

„Vielleicht.“

„Dann laß uns dieses letzte Beisammensein wenigstens so viel wie möglich verlängern.“

„Was nützt es? Je länger wir beisammen sind, desto schwerer wird die Trennung.“

„Ich habe aber noch so viel mit Dir zu sprechen.“

„Können wir nicht morgen oder übermorgen —“

„Du vergißt, daß dies heute unsere letzte Zusammenkunft ist, aber ernstlich, wir müssen einen Entschluß fassen. Ich kann und will ohne Dich nicht leben, und Du?“

Statt aller Antwort ergriff Edith seine Hand, schmiegte sich an ihn und legte ihr Köpfchen an seine Brust. Infolge dessen entstand wieder eine längere Pause, bis Edgar fortfuhr:

„Unsern Willen nachzugeben, scheint man auf beiden Seiten nicht die geringste Lust zu haben. Ich bitte Dich daher, ermöge ernstlich meinen Vorschlag, von hier zu entfliehen. Weßhalb sollen wir uns stets diese Zusammenkünfte stellen, in der steten Angst, wie Verbrecher erstappt zu werden. Fassen wir lieber alle unsere kleinen Sünden in eine einzige große zusammen. Ich habe mir schon alles vorher überlegt. Unser Reiseziel wird Amerika sein.“

„Still, still, Edgar, nun will ich nichts weiter wissen. Nach Amerika gehen ja immer die Leute, die ein wirkliches Verbrechen begangen haben. Nein, so etwas darfst Du nicht wieder sagen.“

„Das war vor hundert Jahren so, mein Kind, heutzutage fährt man nach Amerika über den Ozean, wie damals über die Ostsee von Slettin nach Rönneberg. Die ganze Fahrt dauert kaum eine Woche.“

„Und dann sollten wir in Amerika leben —?“

„Gewiß, so lange es uns gefällt, aber

so lange, bis die Einwilligung unserer Eltern eintrifft. Ich habe mir schon alles überlegt. Sogar an den Zeitpunkt habe ich gedacht. Ich besitze ein kleines, verfügbares Vermögen, von dem wir allein schon zwei Jahre leben könnten, freilich, nicht so, wie wir es hier gewöhnt sind, aber doch ohne Sorgen.“

Edgar war im besten Zuge, seine Pläne zu entwickeln, als im jenseitigen Part thatsächlich Stimmen hörbar wurden. Noch eine rasche Umarmung, dann floh das junge Mädchen nach der Pforte und verschwand hinter derselben.

Viertes Kapitel.

Im Kampf ums Dasein.

Das Billenriedel, in welchem die Landhäuser Trendlins und der Gräfin lagen, schloß sich eng an das vornehme Viertel der Stadt an. In diesem unterstiegen sich die eigenen Paläste der Reichen wenig von den Miethshäusern, da diese den äußeren Stil jener nachzuahmen suchten. Anders sah es im Innern dieser Miethshäuser aus. Hier merkte man oft, daß die betreffenden Familien ihren Wohnsitz nur aufgeschlagen hatten, damit es hiesig, sie wohnten im vornehmen Viertel.

In Berlin entbehren selbst die von den Armen bewohnten neugebauten Häuser nicht einer gewissen Eleganz. In den großen Provinzstädten dagegen sieht oft das Innere derjenigen Miethshäuser, welche dem wohlhabenden Mittelstand bewohnt werden, ziemlich schäbig aus.

In einem solchen Miethshause bewohnte die Familie des Majors von Belgart eine aus fünf sehr kleinen Räumen und einem größeren Salon bestehende dritte Etage. An dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer war die Geschichte und der Charakter der ganzen Familie erkennbar. Da fanden neben einem alten, reichgeschmückten Porzellan, ein Stuhl ein Bein nur lose hing, einige Stühle billigerer Art aus einem großen Abensbar. An den Wänden hingen Abensbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, die alle recht schlecht gemalt waren, — denn diejenigen, die einen Kunstwerth hatten, waren auf einer Auktion längst verkauft worden.

Auf einer Tafel, deren verderbliches Brot an einigen Stellen schon Risse aufwies, lag in halbliegender Stellung ein junger Mann, eine Cigarette rauchend. Sein Gesicht war nicht schön, namentlich geräthlich ihm der wohlgepflegte Vollbart zur Zierde. Jedoch die blauen, verlebten Züge und die Augen, die stets höflich zu blicken schienen, fürten den günstigen Eindruck.

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, und der Major trat ein, in Hemdsärmeln, einen schäßigen Schlafrock nach sich schleppend, den er während des Sprechens ablegte.

„So, so,“ sagte er, „Du ruhst wieder einmal von Deiner anstrengenden Arbeit.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Diese Dummheit,“ brummte der Major vor sich hin, „mich mit dem Bengel einzulassen. Da sollte ich doch schon —, kannst Du mir eine gute Cigarette geben?“

Ohne seinen Körper aus der einmal gewählten Lage zu bringen, zog der Jüngling einige in einer Papierhülle stehende Cigaretten hervor und reichte sie seinem Erzeuger.

„Da! Kannst sie alle behalten.“

Der Major betrachtete dieses Geschenk mit gemischten Gefühlen.

„Ich wollte Dich um Deine Befuchsigaretten nicht berauben. Könntest Du mir nicht mit einer aus Deiner Cigaretten-tasche dienen?“

Georg von Belgart brachte nun mit sichtlich gerührter Miene die Cigaretten-tasche hervor, entnahm derselben eine Cigarette und reichte sie seinem Vater hin. Dieser zündete sie an, nicht befriedigt, setzte sich nieder und sagte dann:

„Also nun kann ich Dir Bericht erstatten. Ich war bei dem alten Trendlin und habe Deinen Auftrag ausgeführt.“

„Welchen Auftrag?“ fragte Georg, mit beiden Füßen zugleich aufspringend.

„Nun, ich habe —, sie legten mir übrigens einen feinen Martgräser vor.“

„Von welchem Auftrag sprichst Du?“ wiederholte Georg dringend.

„Na, ich habe für Dich um die Edith angehalten.“

„Was? Was hast Du gethan? Du beliest wohl zu scherzen, Vater?“

„Daß ich nicht wüßte! Hast Du mich denn nicht extra beauftragt?“

„Wie ist die Sache denn abgelaufen?“

„Schlecht! Er hat den Antrag rundweg abgewiesen.“

„Und Edith?“

„War nicht zugegen.“

„Wie konntest Du Dir aber erlauben, — soviel ich mich erinnere, habe ich Dir doch nur gesagt, Du müchtest einmal auf den Busch klopfen.“

Während der Major sich Zeit zur Erwiderung nahm, öffnete sich abermals die Thür und ein junges Mädchen trat ein. Es war eine etwas übermäßig schlarte, hohe Gestalt mit einem ungewöhnlich hübschen Gesicht, in welchem nur der wachschleiche Teint wenig angenehm auffiel. Haar und Augen waren dunkel, das erstere bedeckte in reicher Fülle den Kopf und schien für das kleine Gesicht einen zu großen Rahmen zu bilden. Der Anzug der Eintretenden war ein düsteres Schwarz, und man hätte sie für eine Trauernde halten können, obgleich dazu gar keine Veranlassung vorlag.

„Hör' doch, Arabella,“ wandte sich Georg an die Schwester, „was unfer guter Vater da wieder angerichtet hat. Geh zu Trendlin, wirbi kurzweg für mich um Edith und läß sie einen Herb geben.“

„Er hat es mir selbst aufgetragen,“ beharrte der Major. „Weder habe ich mich auch gleich gerächt, indem ich ihm das Verhältniß zwischen Edith und Feldern unter die Nase rieb.“

„Du thätest am besten, Vater,“ sagte Arabella, „Dich in unsere Angelegenheiten nicht zu mischen. Du weißt, daß unsere ganze Hoffnung darauf beruht, vortheilhafte Partien zu machen. Und nun gehst Du hin und wirfst uns einen Stein in den Weg.“

„Ach was! Georg kann noch ganz andere haben als so ein Bürgermädchen. Da ist zum Beispiel die kleine Hofmann.“

„Das war damals, als ich noch die Uniform trug. Die Hofmann war in die bunten Klappen verpackt. Jetzt würde sie mich nicht mehr ansehen.“

„Ja, ja, es war eine dumme Geschichte, daß Du das Regiment aufgeben mußtest, — ein paar kleiner Buckerer wegen.“

„Du erbiestest den Abschied nicht gerade aus ehrenvollen Motiven. Ich bin eben nicht sehr vorsichtig in der Wahl meiner Eltern gewesen. Der Vater hat das Vermögen der Mutter zu seinem Vergnügen aufgebraucht, und die Frau Mutter —“

„Daß die Mutter in Ruße,“ fiel ihm Arabella heftig in die Rede. „Ich denke, es ist genau, daß sie jetzt im Lande herumtreibt und bei den Verwandten für uns bettelt, während wir die Leute glauben machen, sie sei im Bade.“

„Ja, ja! Das ist eine Welt,“ sagte der Major, behaglich weiter rauchend. „Die Kinder machen den Eltern immer Vorwürfe. Jetzt fehlt nur noch Euer Lieblingsstigma, daß wir Euch nicht richtig erzogen haben.“

„Das wäre wenigstens ein gerechter Vorwurf,“ bemerkte Arabella bitter. „Ihr habt Georg zu einem großen Herrn und mich zu einer vornehmen Dame erzogen, obwohl Ihr wüßtet, daß dazu keine Mittel vorhanden waren.“

„Es war eine Spekulation.“

„Mit fremdem Geld,“ fiel Arabella ein.

„Sie kann noch immer glücklich ablaufen.“

„Das ist es ja,“ rief das junge Mädchen erzürnt. „Nicht habt Ihr so weit gebracht, daß ich mit allen Mitteln danach streben muß, einen reichen Mann zu erlangen, um aus diesen elenden Verhältnissen herauszukommen. An nichts auf der Welt eine reine Freude zu haben, immer nur daran denken zu müssen, jedes Wort darauf zuzupflügen, jeden Menschen auf seine Verwendbarkeit prüfen zu müssen, — das ist eine Strafe Gottes.“

„Na, ich denke,“ nahm nun Georg das Wort, „so schlimm ist die Sache bei Dir doch nicht. Nehmen wir zum Beispiel Edgar, den müchtest Du doch wohl auch so haben wollen —, auch wenn Du nicht auf sein Geld zu sehen brauchtest.“

„Rur, daß er nicht so leicht zu haben ist. Gerade seinetwegen ist mir meine lächerliche Lage unbehaglich. Wenn wir leichter wären, würden wir tausend Zerstreungen zu Gebote stehen, um mich ihn vergessen zu lassen. Jetzt auf ihn verzichten zu müssen, ist für mich die Hölle.“

„Du wirst ihn schon kriegen,“ tröstete sie der Bruder. „Die Gräfin ist ja für Dich, und das ist die Hauptsache.“

Freilich, aber was hat das auch gestoßelt, der Gräfin wie aller Welt Sand in die Augen zu streuen. Was man sonst auch von uns denken mag, sie halten uns alle für vermögend. — Du lieber! — Nun, lassen wir das!“

Sie trat an Georg heran, und sich zu ihm herunterbeugend, fragte sie leise:

„Hast Du geschrieben?“

Georg nickte und warf einen bezeichnenden Blick auf den Vater. Sogleich wandte sich Arabella an diesen:

„Bitte, geh' doch auf Dein Zimmer, Vater, und bleibe Dich um. Wenn jemand kommt und Dich so sieht —, übrigens steht im Spiegelschrant eine Flasche Bordeaux.“

„Merke schon, wo das hinaus will,“ brummte der Alte. „Also im Spiegelschrant, — ich gehe.“

Kaum hatte der Major die Thür hinter sich geschlossen, als Arabella mit allen Zeichen erregter Erwartung fragte:

„Wird er kommen?“

„Ich hoffe. Ich habe an ihn ein ungeheurer freundschaftliches Schreiben gerichtet und ihn gebeten, mich in einer wichtigen Angelegenheit zu besuchen.“

„Was willst Du vorschlagen, wenn er kommt?“

„Denn erzähle ich ihm etwas von einem Spielverlust auf Ehrenwort und pumpe ihn an.“

„Das lasse diesmal. Dadurch würde er sich kaum zu seinem künftigen Schwager hingezogen fühlen. Wenn Du wirklich Geld brauchst, kann ich Dir etwas geben. Frage ihn einfach um Rath, ob Du Dich um Edith bewerben sollst. Er ist ja ihr bester Freund. Natürlich muß Du vorsichtig sein. Sobald er sich irgendwie verlegt fühlt, lenkt Du ein. Du irrdest welche Hoffnungen auf Ediths Hand hast.“

„Das wird nicht einmal stark übertrieben sein. Weßhalb sollte ich keine Hoffnungen haben? Daß der alte Trendlin mich abweist, beweist gar nichts! Aber an Edith, glaube ich, habe ich einigen Einbruch hervorgebracht, wie bei allen Franzoseninnen, und wenn ich es nur recht darauf anlege, so wird sie mir eben so wenig entgegen, als alle die anderen.“

„Sehr gut! Du glaubst also, sie wäre

eine solche Gans, daß sie Deinetwegen den reichen Grafen schicken läßt!“

„Zunächst bedenke, daß sie ihn noch nicht so ganz sicher hat. Es giebt noch Andere, welche auf ihn Anspruch machen. So zum Beispiel habe ich eine schöne und energiegelaste Schwester, die es nicht vergessen wird, daß sie einmal nahe daran war, den Grafen und seine blanke Fische in die Hände zu kriegen. Wenn Edith aber erst einsehen wird, daß sie zu viele Hindernisse zu überwinden hat, um diese schöne Frucht zu pflücken, dann wird sie vielleicht denken: Der Freier Georg von Belgart ist auch kein über Bissen.“

„Ja,“ sagte Arabella höhnisch.

„Ich verziere Dir, im Großen und Ganzen habe ich nicht gefunden, daß seit dem Ablegen der Uniform mein Glück bei den Damen so wesentlich nachgelassen hat.“

„Das habe ich gemerkt, — als Dich neulich der alte Mann mit dem Stelzfuß besuchte. Wenn ich mich nicht läufche, ist er Orgelbrecher, — und sein Tochter —“

„Du hast gelauscht?“

„So was man fürs Haus braucht!“ Ihre Unterredung wurde durch die Melbung des Dieners — eines sehr jungen Menschen, dem die Vore des entlassenen, ausgewachsenen Dieners um den Leib schlotterte — unterbrochen, daß Graf Feldern im Salon warte.

„Geh' Du zuerst!“ flüsterle Arabella ihrem Bruder zu. „Sobald ich nachher in den Salon komme, verschwinde Du. Ich muß ihn allein haben!“

„Sie zog sich zurück, einerseits um ihre Toilette zu vervollständigen, andererseits um den Vater vom Salon fernzuhalten.“

Fünftes Kapitel.

Alte Freundschaft.

Es war Edgar schwer genug geworden, den Einladung Georgs, ihn zu besuchen, Folge zu leisten. Der unheilvolle Einfluß, den die Belgartschen auf ihn ausgeübt hatten, war bei ihm unermesslich und er fühlte sich, daß sie noch immer ihre Fänge woben, in welche sie ihn hineinzuziehen veruchteten. Gerade deshalb aber wollte er eine Aussprache eher suchen als fliehen. Den Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand zu stecken, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nichts täte, schien ihm überdehrt. Im Gegentheil war es seine Absicht, ihre Pläne möglichst zu ergründen, um für alle Fälle seine Maßregeln zur Abwendung möglichen Unheils treffen zu können. Wenn er ferner daran dachte, daß es sich vielleicht nur um eine Geldangelegenheit handle, wollte er es um so weniger veräumen, der Familie oder einem Mitgliebeder selben den leichtesten Dienst zu erweisen, den es giebt, aus einer vollen Tasche zu spenden. Denn ein wenig fühlte er sich in der Schuld der Belgarts, Arabellas wegen.

Auch er glaubte an die Wohlhabenheit der Familie, kannte aber ihre Verschwendungssucht, welche Vater und Sohn abwechselnd in Geldverlegenheit brachte.

Ungebuldig wartete er im Salon, von Herzen wünschend, daß dieser Besuch schon vorüber wäre. Georg erschien, ihn mit harmloser Miene begrüßend, als sei Edgar aus freiem Entschluß hergekommen, um der Familie vorübergehend einen Besuch abzustatten. Edgar, in allen Dingen übermäßig peinlich, brachte es nicht über sich, direkt zu fragen, welches Anliegen der ehemalige Kamerad an ihn habe. Schließlich verlor er die Geduld, zog die Uhr, erhob sich und rüstete sich zum Weggehen.

„Aber Du hast mich ja noch gar nicht gefragt, welches Anliegen ich an Dich habe,“ sagte Georg, ihn zum Sitzenbleiben nöthigend.

„Es ist wohl nichts besonderes Wichtiges, wie?“

„Doch! Es ist eine heile Angelegenheit, — ich möchte Dich nur um Deinen freundlichen Rath bitten. Nämlich — lutz und gut — ich möchte mich um Edith Trendlin bemühen.“

In Edgars Antlitz zeigte sich keine Ueberraschung. Ein Wenig war er nur innerlich verwundert darüber, daß Georg diese Absicht ihm gegenüber aussprach, nachdem doch die Bewerbung des Majors abgelehnt worden war. Er wollte schon antworten: „Das ist doch bereits geschehen,“ dann fiel es ihm aber ein, wie gleichgültig ihm alle darauf bezüglichen Sorgen der Familie Belgart sein könnten, und er sagte:

„Und was habe ich mit dieser Angelegenheit zu schaffen?“